



Kurzvita Martin Wrede, geboren 1969, studierte Geschichte und Romanistik an den Universitäten Paris, Marburg, Nantes und Münster. Anschließend war er Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Osnabrück und wurde dort 2001 promoviert. 2001–2007 war er Wissenschaftlicher Mitarbeiter am SFB Erinnerungskulturen der Universität Gießen, seit 2007 lehrt er dort als Akademischer Rat (auf Zeit). 2007/08 war er För-

Privatdozent Dr. Martin Wrede

Alfried Krupp Junior Fellow
April 2011 – September 2011

derstipendiat des Historischen Kollegs. 2009 wurde er in Gießen habilitiert mit einer Arbeit unter dem Titel „Ohne Furcht und Tadel – für König und Vaterland. Frühneuzeitlicher Hochadel zwischen Familienehre, Ritterideal und Fürstendienst“ (erscheint 2012). 2010/11 war er Gastprofessor und Professurvertreter an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Ritter und Könige. Die Wege und das Ende der ritterlichen Selbststilisierung der europäischen Monarchie in der Frühen Neuzeit.

„Ritter“ hat die Geschichtswissenschaft seit jeher gerade unter Kaisern und Königen ausgemacht, in der Frühen Neuzeit vorzugsweise „letzte Ritter“. Dieses Projekt soll Formen und Wandlungen der ritterlich-heroischen Selbststilisierung der europäischen Monarchie zwischen Vergangenheitsorientierung und Anpassungsnotwendigkeit herausarbeiten. Seinen Ausgangspunkt findet es bei den „ewigen“ literarischen Vorbildern des Rittertums – auch und gerade in seiner „königlichen“ Variante. Ein erster Schwerpunkt liegt bei den gekrönten Rittern der Renaissance, bei denen jedoch nicht nur die bekannten westeuropäischen Modelle zu bedenken sind, sondern auch die Aufnahme des Ideals an der europäischen Peripherie, etwa in Nordosteuropa. Gefragt wird aber ebenso nach Gegenmodellen bzw. Alternativen und nach Krisenmomenten des heroischen Musters. Es wird nachgezeichnet, wie verschiedene europäische Dynastien mit dem ritterlichen Erbe der Monarchie umgingen – welche Erinnerungskultur sie ausbildeten – , was vom miles Christianus blieb,

und es wird insbesondere betrachtet, wie sich militärische Professionalisierung und ritterliches Ideal auf der monarchischen Ebene vertrugen bzw. wie sie sich nicht vertrugen. Der Roi-Chevalier wurde seit dem 17. Jahrhundert zum Roi-Connétable, der nicht nur „Haltung“ zeigte, sondern jederzeit operative wie organisatorische Entscheidungen traf oder zu treffen vorgab. Denn die Connétablerie war zumeist nur imaginiert, und die Imagination ließ sich mit der zunehmend geforderten militärischen Expertise immer schwerer in Übereinstimmung bringen. Aus dieser Diskrepanz ergibt sich ein abschließender Blick ins 19. Jahrhundert, in dem die Monarchen tendenziell zu Darstellern oder gar „Militärschauspielern“ wurden, deren Glaubwürdigkeit mal höher ausfallen konnte – etwa bei den Kaisern Franz Josef oder Wilhelm I. – , mal geringer – etwa bei den Königen Ludwig III. von Bayern oder Eduard VIII. von England – , und die in zumindest einem sehr bezeichnenden Fall mit ihren Darstellungen jenseits jeder Glaubwürdigkeit zumindest in Deutschland zur finalen Diskreditierung der Monarchie nicht unwesentlich beitrugen – das ist der Fall Wilhelm II.

Kurzbericht

Projektbericht

Die gegenwärtige Frühneuzeitforschung ist gekennzeichnet von neuem Interesse am Adel, aber auch an der Monarchie. Das Projekt verbindet beide Themenkreise, indem es die Frage nach der gemeinsamen ideellen „ritterlich“-heroischen Grundlage von König und Adel ins Auge fasst, ausgehend von den „letzten Rittern“ (Maximilian I.) bis hin zu den „allerletzten“ (Gustav III. von Schweden).

Hierbei geht es um ein gesamteuropäisches Phänomen. Für Kaiser Maximilian I. war die ritterliche Selbststilisierung in jeder Hinsicht axiomatisch, sie war ein tragendes Moment seiner Herrschaft und begründete seinen Nachruhm; auch Karl V. entwarf sich gezielt als „miles Christianus“ – nicht nur im berühmten Reiterporträt Tizians. Beide Habsburger lernten und profitierten dabei vom Glanz des „ritterlich“ akzentuierten bzw. stilisierten burgundischen Hofes; Karl V. mochte in seinem Selbstverständnis sogar eher Burgunder gewesen sein als Habsburger.

Für die politische Gegenseite, d.h. das Frankreich der Valois-Könige, spricht man zwischen Karl VIII. und Heinrich II. von einer Abfolge von vier „rois-chevaliers“ – heraus

ragt natürlich Franz I. Selbstverständlich fügte sich prominent auch Heinrich VIII. von England in dieses Bild, deutlich weniger prominent aber auch die skandinavischen oder polnischen Monarchen sowie die deutschen und italienischen Territorialfürsten. All diese Herrscher kultivierten dabei gezielt auch den Aspekt der „Spätblüte“, d.h. der aus dem Adel auf die Ideale des Rittertums gerichteten Nostalgie. Distinktion erwuchs gerade aus der Vergangenheitsbindung bzw. aus der „Ungleichzeitigkeit“.

Nun war die Geschichte königlichen Rittertums bzw. der „ritterlichen Monarchie“ ebensowenig mit der Abdankung Karls V. (1555) oder dem Turniertod Heinrichs II. von Frankreich (1559) zu Ende wie die Geschichte der ritterlich-heroischen Selbststilisierung der Monarchie. In England beginnt das eigentliche, elisabethanische „revival of chivalry“ erst in diesen Jahren, auf dem Kontinent gerieren sich die Monarchen zwischen Stockholm und Madrid weiterhin chevaleresk. In Deutschland sind dies vor 1618 besonders die Fürsten der protestantischen Union; ohne ritterliche Ideale – wozu noch immer auch religiöser Impetus gehört – ist das „böhmische Abenteuer“

des Kurfürsten von der Pfalz nicht richtig zu verstehen. Auch noch das spätere 17. Jahrhundert ist in den frühen Jahren der Regierungen Leopolds I. und Ludwigs XIV. gekennzeichnet von einem öffentlichen Wettstreit beider Monarchen nicht nur um Rolle und Titel des ranghöchsten Fürsten, sondern auch um den des ersten Ritters der europäischen Christenheit – ein Wettbewerb, in dem auch Karl XI. von Schweden mitzuspielen versucht.

Nach etwa 1680 scheint dies freilich zu enden bzw. sich in entscheidender Weise zu wandeln: Die abstrakt-ritterliche, aus der Vergangenheit schöpfende Selbststilisierung wird konkret-militärisch, auf die Gegenwart zielend und „Leistungen“ betonend: Der heroische Monarch tritt nun als siegreicher Feldherr auf, nicht mehr in allegorisierte Rüstung, sondern in profaner Uniform. Monarchisches Charisma wird militärisch inszeniert und an reale Erfolge gebunden, sei es die „Überquerung des Rheins“ (Ludwig XIV. 1672), gefeiert im Gemälde Van der Meulens, sei es die Schlacht von Dettingen (Georg II. 1743), monumentalisiert in Händels „Tedeum“. Der Roi-Chevalier, der sich durch „Haltung“ und Vorbild auszeichnete, wird in dieser Zeit of-

fenbar ersetzt durch den Roi-Connétable, von dem „Entscheidung“ in Taktik, Strategie und Organisation erwartet werden darf – und zwar tendenziell Allein-Entscheidung. Es wirkt nun eine mal reale (Wilhelm III. von England, Karl XII. von Schweden, Friedrich II. von Preußen), mal imaginierte (Ludwig XIV., Kaiser Joseph II.) Roi-Connétablerie, die für lange Zeit stilbildend wird.

In den Jahrzehnten des späteren 18. Jahrhunderts erscheint der Monarch zudem mehr und mehr als „Staatsdiener“, schließlich als „Landesvater“. In den Niederlanden hatte das schon die ältere Selbstinszenierung des Statthalterhauses Oranien vorweggenommen, die militärisches „Verdienst“ an „Dienst“ am Vaterland koppelte, und dort, wo die Monarchie diese Entwicklung nicht oder zu spät mitvollzog, wie in Frankreich, gereichte es ihr erkennbar zum Schaden. Die Nachfolger Ludwigs XIV. zeigten kein oder zu geringes militärisches Engagement, besaßen wenig Expertise, suchten keine heroische Haltung. Ludwig XV. erschien selten in Uniform, Ludwig XVI. praktisch gar nicht. Beide identifizierten sich selber nur unzureichend mit der Armee und die Armee identifizierte sich nur

noch eingeschränkt mit den Monarchen. Insofern die letzten Bourbonen auch nicht zu pflichtbewußten „Landesvätern“ wurden, verfehlten sie das monarchische Rollenmodell gleich doppelt und trugen so zur Destabilisierung der Monarchie erheblich bei.

Daß der Monarch das heroische Rollenmodell verfehlte, brachte ihm publizistische Mißbilligung, bedeutete aber vor allem eine Vertrauenskrise zwischen Krone und Adel. Monarchisches „Rittertum“, königliches Feldherrntum waren gerade auch Momente des Einfügens der Monarchie in ein traditionsbestimmtes gemeinadeliges Normensystem, sie zeigten im Übrigen den Monarchen ausdrücklich im Glanz der Vergangenheit. Freilich ist nicht zu verkennen, daß es auch vor dem 18. Jahrhundert bewusst und ausgeprägt nichtheroische Monarchen gegeben hatte, die sich und ihre Krone betont sakral entwarfen, wie der letzte Valois, Heinrich III. von Frankreich, oder betont „friedlich“, die Wahrung von Ordnung und Recht betonend, wie die frühen Stuarts in England und Kaiser Leopolds I. in der ersten Hälfte seiner Regierung. Zu denken ist auch an ein strukturelles Gegenmodell, nämlich die weibliche

Herrschaft. Herrscherinnen besaßen naturgemäß eingeschränkte Möglichkeiten zur heroischen Selbstinszenierung. Elisabeth I. von England und Kaiserin Maria Theresia etwa, die bekanntesten und bedeutendsten Beispiele, scheinen hier in unterschiedlichen Rahmenbedingungen im allgemeinen auch unterschiedliche Wege gegangen zu sein. Erstere stilisierte sich einerseits zur unerreichbaren „hohen Frau“, andererseits zur Glaubens- und Seelenheldin ganz eigener Art. Letztere entwickelte zwar den Typus der Landesmutter weiter und zeigte sich gerade auch im Kreise ihrer Familie, legte jedoch durchaus Wert auf Nähe zur Armee.

Ein Schwerpunkt des Projekts liegt jedoch ausdrücklich auf dem Ende der Karriere des „Königs als Ritter“. Dies wird einerseits durch einen Prozeß der „Absorption“ und Monopolisierung des Rittertums durch den absoluten Monarchen bewirkt, zumal in seiner französischen Ausprägung. „Ruhm“ erwirbt praktisch allein der Monarch, Siege werden nur von ihm selbst erfochten – jedenfalls in der Außerdarstellung. Dieser Anspruch aber kollidierte – dies ist der andere Faktor, der das Karriereende des ritterlichen Königs nach sich zog

– mit dem bereits genannten Moment der Professionalisierung: Er erweist sich im 18. Jahrhundert – und dies nun weithin sichtbar – als faktisch nicht mehr einzulösen; Friedrich II. von Preußen stellt eine Ausnahmeerscheinung dar. Natürlich wurden am Ende der Frühen Neuzeit an den Monarchen nun auch andere Anforderungen gerichtet als ritterlich-heroische bzw. militärische. Sichtbares Arbeiten am „Glück“ der Untertanen war gefordert, Friedensliebe dafür durchaus geschätzt. Das überkommene Ideal des ritterlichen, wehrhaften Königs allerdings mehr oder weniger offen zu dementieren, führte in eine Sackgasse, es war eigentlich unmöglich.

Konferenz „Die heroische Monarchie“

Angelehnt an das Forschungsprojekt fand vom 10. bis zum 12. März 2011 im Alfred-Krupp-Kolleg eine internationale Fachtagung u.d.T. „Die heroische Monarchie. Königtum und ritterliches Erbe in der Frühen Neuzeit“ statt. Sie wurde in großzügiger Weise gefördert von der Stiftung Alfred-Krupp-Kolleg sowie von der Gerda-Henkel-Stiftung und dem Institut français d'histoire en Alle-



Plakat zur internationalen Fachtagung „Die heroische Monarchie. Königtum und ritterliches Erbe in der Frühen Neuzeit“, Alfred Krupp Wissenschaftskolleg (10. bis 12.03.2011)

magne. Ausgehend von der Gegenüberstellung des heroischen Schlachtentodes des kreuzfahrenden Königs Sebastian I. in Marokko, 1578, und der Planung eines solchen Todes für Wilhelm II. im deutschen Generalstab 1918, umriss das Programm sowohl den Gestaltwandel des Heroischen wie auch des auf den Monarchen bezogenen Heroenkultes. Vorgeschlagen wurde der Terminus der „heroischen Monarchie“,

um ritterliches Renaissancekönigtum und Roi-Connétablerien des 17. und 18. Jahrhunderts zu verklammern. Es war vergleichend zu fragen, wie viel Heroismus ein Monarch benötigte und welchen er benötigte - ob monarchischer Heroismus unbedingt militärisch zu sein hatte. Dennoch erschien es besonders interessant, gerade den ritterlich-kriegerischen Habitus eines Herrschers zu untersuchen, zu fragen, inwieweit dieser durch militärische Expertise gedeckt oder beglaubigt sein musste, letztlich auch wie viel militärischen „Unruhm“, wie viel Niederlage ein Herrscher und eine Herrscherinszenierung vertragen konnten. Hingewiesen wurde auf das Verhältnis von Heroismus und Virilität sowie auf die hierauf gerichteten Erwartungshaltungen der Untertanen, besonders der adeligen Eliten. Zwar etablierte dann die Aufklärung das Konzept des „großen Mannes“ mit einer gewissen Distanz nicht nur zur (hohen) Geburt, sondern auch zur überkommenen, spezifisch militärisch-kriegerischen Definition von Ruhm und Größe, doch das gelebte militärische Heldentum selber wurde opferreicher: Seit dem 18. Jahrhundert konnten auch gemeine Soldaten zu Heroen aufsteigen, doch war dies i.d.R. posthumer

Ruhm. Denn für dieses „neue“ Heldentum qualifizierte in besonderer Weise der Soldatentod, verstanden und glorifiziert als Opfer für das Gemeinwesen. Dies aber kam – bis 1918 – für den Monarchen schlechterdings nicht in Frage. An dieser Inkompatibilität werde erkennbar, dass das Konzept der heroischen Monarchie hinter dem der martialischen Nation verblasste.

Die Tagung formulierte keine Erfolgsgeschichte, sondern eine Problemgeschichte der heroischen Monarchie der Frühen Neuzeit bzw. die Geschichte der heroischen Monarchie als Herausforderung des frühneuzeitlichen Königtums. Die Herausforderung lag zunächst im 16. Jahrhundert, in der bewußtseinsprägenden Allgegenwart des ritterlichen Ideals, das in irgendeiner Weise eingelöst werden wollte. Sie lag aber gerade auch in den Entwicklungen, die die Monarchie wie auch das Militärwesen in der Frühen Neuzeit nahmen, etwa im Hinblick auf Zentralisierung und Bürokratisierung von Herrschaft – damit also Ent-Personalisierung – aber auch in den dynastischen Unwägbarkeiten: Weibliche Herrscher, Kinderlosigkeit von Monarchen. Als besondere Herausforderung

an das „Ritterliche“ in der heroischen Monarchie wurde aber – natürlich – gerade auch die Konfessionsspaltung, die die gemeinchristliche Grundlage des chevaleresken Ideals zumindest infrage stellte. Die Reaktion des Königtums auf die Herausforderungen lässt sich dahingehend systematisieren, dass in einer heroisch auftretenden Herrschaft nicht das Idealbild des Rittertums fortgeschrieben, sondern das Heroische transformiert wurde: Die heroische Monarchie ließ sich durchaus nicht auf die Darstellung von Rittertum reduzieren; Könige mussten nicht unbedingt in eigener Person in vorderster Front kämpfen, sie konnten auch in anderer Hinsicht Einsatz, Tatkraft und Entschlossenheit demonstrieren. Oder sie konnten heroisch auftreten, indem sie Märtyrertum darstellten, in Anspielung auf den leidenden Christus (etwa bei Christian IV. von Dänemark, bei Heinrich III. von Frankreich wie auch bei Karl I. von England). Die frühneuzeitliche Monarchie nahm also die heroische Herausforderung an und konnte auch gar nicht anders, denn das heroische Moment war und blieb eine zentrale Grundlage des Königtums. Es besaß eine gewisse Variationsbreite, aber das antiheroische Handeln wirkte eindeutig, direkt und unmittelbar delegitimierend: Dies

zeigte etwa die Flucht Friedrichs V. von der Pfalz oder auch noch die Wilhelms II. Das heroische Moment hielt die Fürstengesellschaft aber auch zusammen, es integrierte sie in Konkurrenz – etwa zwischen Franz I., Heinrich VIII. und auch Karl V. –, d.h. es machte die Konkurrenz erlebbar und (auch jenseits von Schlachtfeldern) austragbar, oder es integrierte sie auch in überkonfessioneller Gemeinschaftsstiftung. Das heroische Grundmuster galt – in seiner ganzen Vielfältigkeit – für alle Herrscher gleichermaßen.

ausgewählte
Veröffentlichungen

Herausgeber: *Die heroische Monarchie. Ritterliches Erbe, religiöse Grundlage, militärische Herausforderung, 15.-19. Jh.* (= Beihefte der Historischen Zeitschrift, 61) (erscheint 2012).

Einleitung: *Ritter, Feldherrn, Schauspieler. Die mehr oder weniger heroische Monarchie der Frühen Neuzeit.* In: Ders. (Hg.): *Die heroische Monarchie* (erscheint 2012).

Der Rock des Königs und des Königs Rock. Monarch, Hof und Militär in Frankreich nach Ludwig XIV. In: Ders. (Hg.): *Die heroische Monarchie* (erscheint 2012).

Ohne Furcht und Tadel – Für König und Vaterland. Frühneuzeitlicher Hochadel zwischen Familienehre, Ritterideal und Fürstendienst (= Beihefte der Francia, 75) Ostfildern 2012 (im Druck).

Adel und Krone, Hof und Staat. Neue französische Forschungen zur französischen Frühneuzeit. In: *Zeitschrift für historische Forschung* 37 (2010), S. 441–462.